

Sören, 28
Ledig, aus Nordrhein-
Westfalen, dreimal im
Auslandseinsatz.
Bewaffnung: Sturm-
gewehr HK417

Jeder Krieg braucht seine Helden. So sehen unsere aus

Sie ist die gefährlichste Einheit der Bundeswehr und die geheimste. Wer ihr dient, darf keine Anerkennung erwarten. Zu Besuch beim **Kommando Spezialkräfte**

TEXT VON **JULIAN KUTZIM** FOTOS VON **MARKO PRISKE** UND **JONAS RATERMANN**

Henri, 35

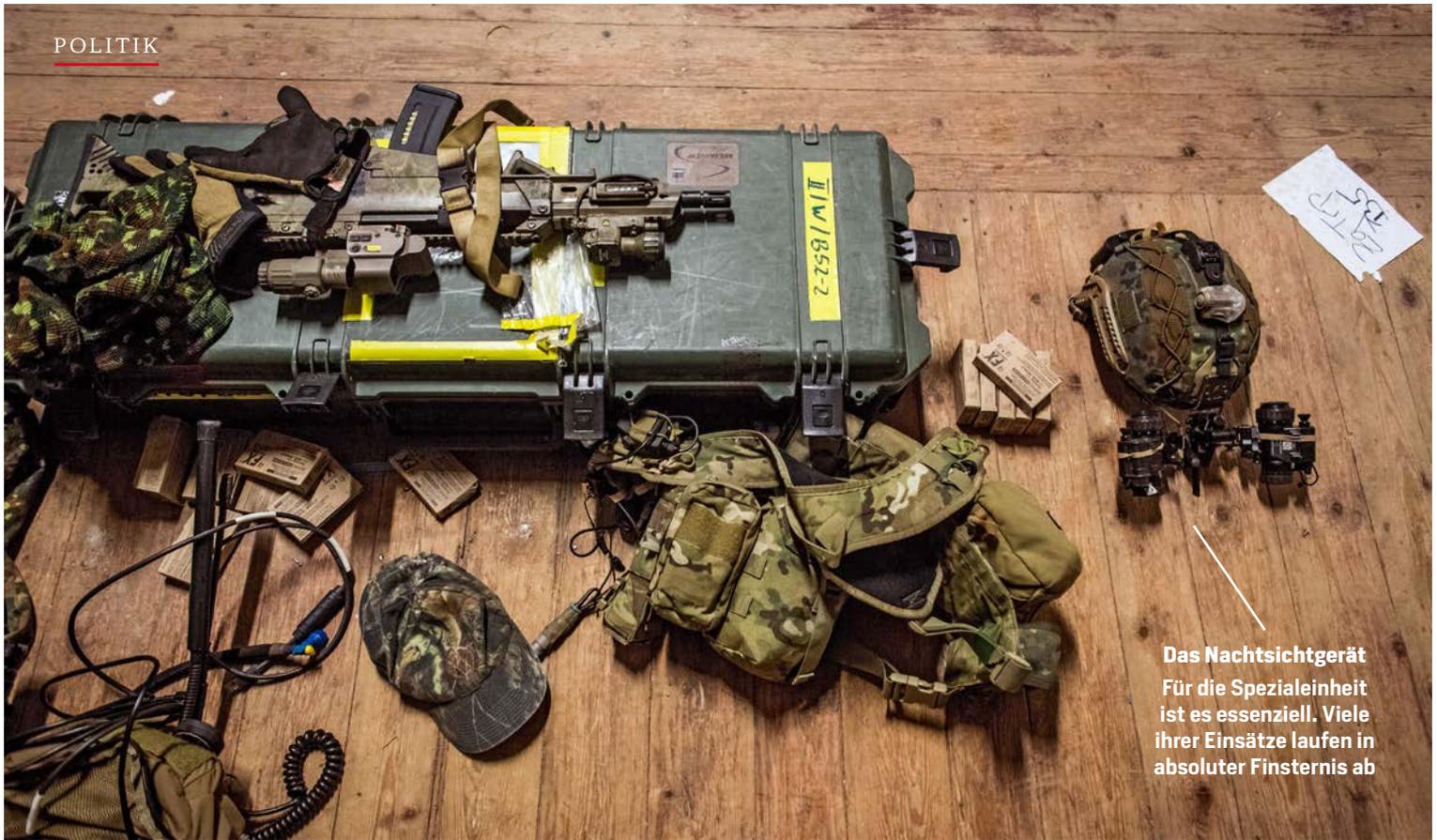
Verheiratet, aus Hessen,
fünfmal im Auslands-
einsatz. Bewaffnung:
Sturmgewehr G36

Karim, 30

Ledig, aus Nordrhein-West-
falen, dreimal im Auslands-
einsatz. Bewaffnung:
Sturmgewehr G36, Scharf-
schützengewehr G25

Ausrüstung

Jeder Mann des
Scharfschützenzugs
schleppt bis zu
60 Kilo Ausrüstung.
Im Ernstfall muss
er mehrere Wochen
auf sich gestellt
überleben



Das Nachtsichtgerät
Für die Spezialeinheit
ist es essenziell. Viele
ihrer Einsätze laufen in
absoluter Finsternis ab

Den Waffemix darf sich jeder Kommandosoldat selbst zusammenstellen – ganz anders als bei der „Restbundeswehr“



Gut getarnt
Der „Ghillie-Anzug“
verändert die Körper-
form, sodass der
Scharfschütze mit der
Umgebung verschmilzt

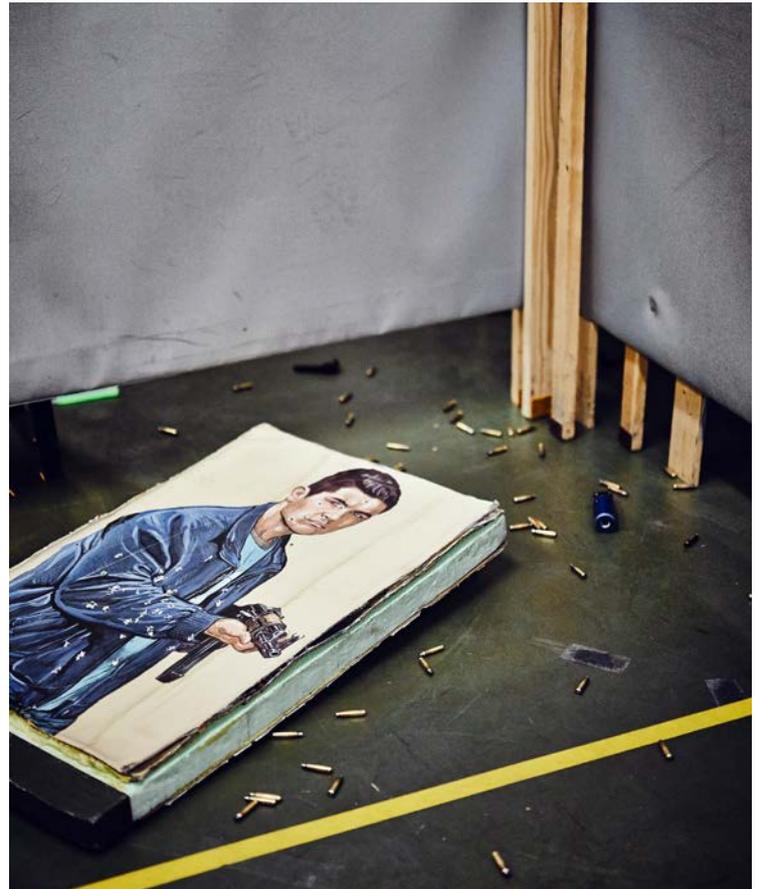
Aufklärung ist eine Hauptaufgabe der Scharfschützen. Sie liegen Tage, manchmal Wochen unbeweglich an einer Stelle und beobachten ihr Ziel



Im Schieß- und Ausbildungszentrum Calw üben Elitesoldaten den Raumkampf. Dabei feuern sie in einem Winkel von drei Grad an Kameraden vorbei



Geiselnbefreiung zählt zu den Spezialitäten der Einheit



Bis zu 30 000 Schuss gibt jeder KSKler pro Jahr bei Übungen ab

Die Elitekämpfer jagen Kriegsverbrecher, schalten Terroristen aus, weltweit

Der Mann sitzt auf einem Stuhl, darunter liegt eine Granate, so lang wie ein Unterarm und dreimal so dick. Von dem Sprengkörper spannt sich ein Seil hinauf zu ihm, es ist an seinen Körper gebunden. Seine Beine sind mit Kabelbindern an den Stuhl fixiert, auf seinem Schoß liegt ein Pappkarton. Er umklammert ihn, atmet ruhig, presst seinen Zeigefinger auf einen Knopf, der aus dem Deckel ragt. Wenn er loslässt, wird er sterben. So wie der verummte Soldat, der daneben kniet und die Konstruktion untersucht. „Sag mir, wenn du nicht mehr kannst“, raunt der Elitekämpfer, dann ruft er nach hinten: „Ich brauche einen, der ihn sichert!“

Der Mann auf dem Stuhl spielt eine Geisel. Die Granate ist eine Attrappe. Doch der Soldat ist echt. Er gehört zur geheimsten Einheit der Bundeswehr, dem Kommando Spezialkräfte, kurz KSK. Über die Truppe weiß selbst der Bundestag fast nichts, nur einzelne Mitglieder des Verteidigungsausschusses werden nach Einsätzen informiert. Für Journalisten ist der Zugang eigentlich tabu. FOCUS hatte jetzt die Gelegenheit, die Männer hinter den Masken zu begleiten.

Weltweit wächst die Zahl der Krisenherde. Nach einem Vierteljahrhundert Sparkurs rüstet auch die Bundeswehr wieder auf, beteiligt sich immer öfter an Auslandseinsätzen. Der Einsatz des KSK ist ihr chirurgischer Schnitt.

Die Elitekämpfer jagen Kriegsverbrecher, schalten Terroristen aus, weltweit. Ihre Missionen führen sie in Kriegsgebiete, in Orte, die von Feinden beherrscht sind. Dort sickern sie ein, schlagen zu und verschwinden wieder. Ihre Spezialität ist die Geiselnbefreiung.

Nicht nur der sogenannte Islamische Staat hat in der Entführung „Ungläubiger“ ein Geschäftsmodell entdeckt. Überall versuchen Terroristen damit, an Geld zu kommen. Erst im November fielen die deutschen Segler Sabine Merz und Jürgen Kantner der auf den Philippinen agierenden Gruppe Abu



Buche Dekor

Das Dienstzimmer des Kommandeurs in der Graf-Zeppelin-Kaserne in Calw ist schmucklos. Auf seine Ausgehuniform ist das Einzelkämpferabzeichen genäht

Sayyaf in die Hände. Merz wurde bei dem Überfall erschossen, dem 70-jährigen Kantner schnitten die Islamisten vor laufender Kamera den Kopf ab. Zur Abschreckung, weil das Lösegeld von 570 000 Euro nicht gezahlt wurde. Hätte Berlin befohlen, holt die Geisel raus, hätte der Soldat aus dem Kellerraum nur Stunden später mit seinen Kameraden in einem Militärflugzeug Richtung Pazifik gegessen.

So aber: Altengrabow, ein Truppenübungsplatz im Fläming, auf der Grenze von Brandenburg und Sachsen-Anhalt. Drei abbruchreife Baracken liegen in der Finsternis, in einer brennt Licht. Früher war hier die Rote Armee stationiert. Jetzt hat die zweite Kommandokompanie des KSK für ein paar Tage ihr Lager aufgeschlagen. In kleinen Gruppen sitzen Soldaten zusammen. Sie beugen sich über Karten, starren auf flimmernde Laptop-Bildschirme. Daneben Tafeln voller Koordinaten, Truppeneinteilungen und Wachzeiten. Einsatzbesprechung.

Ein Projektor wirft Luftaufnahmen der Zielobjekte an die Wand: mehrere Häuser, umgeben von Wald. Die Gespräche sind gedämpft. Ein Generator summt. Sonst herrscht Stille.

„Das ist die Ruhe vor dem Sturm“, sagt Pascal. Der Hüne, zwei Meter groß, Händedruck wie ein Schraubstock, ist Chef der Kompanie. Wird das KSK irgendwo auf der Welt gebraucht,

müssen seine Jungs ran. Erst in ein paar Monaten geht die Bereitschaft auf die nächste Kommandokompanie über.

Das Szenario ist kein Ernstfall. Aber es entspricht realen Situationen. Zwei Deutsche, ein Mann und eine Frau, wurden von einer islamistischen Terrorgruppe als Geiseln genommen. Die Gotteskrieger wollen Glaubensbrüder freipressen. Verhandlungen sind gescheitert. Am nächsten Mittag ist die Hinrichtung geplant. „Vorher greifen wir zu“, sagt Pascal.

Gegründet wurde das Kommando Spezialkräfte 1996. Auslöser war ein Ereignis zwei Jahre zuvor: der Völkermord im zentralafrikanischen Ruanda. Elf Mitarbeiter der Deutschen Welle waren in der Hauptstadt Kigali eingeschlossen und sollten evakuiert werden. Die Bundeswehr traute sich eine solche Aktion nicht zu. Die GSG 9 der Bundespolizei darf in Kriegsgebieten nicht operieren. Also mussten belgische Para-Commandos die Deutschen retten. Nach dieser Schmach setzte sich der damalige Verteidigungsminister Volker Rühle für den Aufbau einer eigenen Spezialeinheit ein.

In Brandenburg sind über Nacht Wolken aufgezogen, und mit den Wolken kamen die Scharfschützen. Sie liegen am Waldrand im Schatten der Bäume, verschmolzen mit der braunen Erde. Durch sein Fernglas observiert ein Sniper die Gebäude 300 Meter vor ihm. Seine Augen in dem schwarz getarnten Gesicht sind rot geädert. In den vergangenen 48 Stunden hat er kaum geschlafen, in den kommenden 48 wird sich daran nichts ändern. Der Mann ist es gewöhnt. Er und sein Trupp liegen im Ernstfall Tage, teils Wochen regungslos an einer Stelle. Sie tun nichts, außer zu beobachten. Jedes Detail zählt, von Feindbewegungen über mögliche Eindringstellen am Zielgebäude bis hin zum Typus der Türscharniere, die gesprengt werden sollen. Um so lange auf sich gestellt zu überleben, schleppt jeder von ihnen bis zu 60 Kilogramm Ausrüstung mit sich.



Dag Baehr, 51
Der Brigadegeneral
ist Chef des KSK
und der erste
Befehlshaber,
der selbst als
Kommandosoldat
gedient hat

Geiseln entdecken die Beobachter in dieser Nacht zunächst nicht. Dafür mehrere „Tangos“, wie Terroristen im Jargon genannt werden. Ein Dutzend von ihnen hat Pascal abgestellt. Sie gehören zur Truppe und sollen ihren Kameraden das Leben schwer machen. Deshalb patrouillieren sie um die Gebäude, verschanzen sich im Inneren, legen Sprengfallen.

Der Kommandosoldat wird im KSK „Hauptwaffensystem“ genannt. Sechs Soldaten bilden einen Trupp, mehrere Trupps einen Zug, mehrere Züge eine der vier Kommandokompanien, das Herzstück der Spezialeinheit. Wie viele Kommandosoldaten es gibt, ist geheim. Geschätzt sind es um die 400. Mit Unterstützungskräften und Stab kommt die gesamte Truppe auf etwa 1400 Soldaten. Heimatstandort ist die Graf-Zeppelin-Kaserne in Calw nahe Stuttgart. Geführt wird dieser von Brigadegeneral Dag Baehr. Der 51-Jährige ist der erste Befehlshaber, der selbst als Kommandosoldat gedient hat. Mehr als drei Jahre war er etwa in Afghanistan stationiert.

Gut 20 Jahre nach seiner Gründung gehört Geiselbefreiung zwar immer noch zu den Kernaufgaben des KSK. Doch das Spektrum ist breiter. Die Elitekämpfer haben Kriegsverbrecher im ehemaligen Jugoslawien verfolgt, zunächst in Bosnien-Herzegowina, später auch im Kosovo. Nach den Anschlägen des 11. September 2001 entwickelte sich der Krieg gegen den Terrorismus zur Daueraufgabe und Afghanistan zur zweiten Heimat des Kommandos. Gemeinsam mit den Amerikanern jagte das KSK führende Köpfe der Terrororganisation al-Qaida, fasste 2012 den „Schattengouverneur von Kundus“, Mullah Abdul Rahman. Wo die Einheit noch im Einsatz ist – Verschlussache. Genauso wie die Zahl gefallener Kämpfer. Offiziell ist nur, dass 2013 ein Kommandosoldat in der afghanischen Provinz Baghlan erschossen wurde.

Eine Stunde vor der „Hinrichtung“ in Brandenburg zerreißt ein Knall die Stille des Waldes. Scharfschützen schalten alle Terroristen im Außenbereich aus, ihre Projektile durchschlagen ▶

Der Eignungstest: 200 Kilometer in vier Tagen, mit 25 Kilo Gepäck und wenig Schlaf

zeitgleich die auf Pappe gemalten Köpfe der Tangos. Dann geht es rasend schnell. Rauchgranaten explodieren, die Kommandotrupps stürmen. Binnen Sekunden ist ein Fenster gesprengt. Unter Feuerchutz der Sniper klettern die Kämpfer ins Gebäude. Aus dem Inneren dröhnen Schreie, Sturmgewehrsalven, Explosionen, minutenlang. Das KSK arbeitet sich von Raum zu Raum.

Wer zur Elite gehören will, muss das zweiteilige Eignungsfeststellungsverfahren absolvieren. Der erste Part scheint machbar. Er besteht unter anderem aus sieben Kilometer Geländelauf, einem halben Kilometer Schwimmen und einem psychologischen Test. Danach wartet „das Härteste, was man Menschen in einer Demokratie zumuten darf“, wie es ein ehemaliger Kommandeur formuliert – die „Höllenswoche“.

Bei einem Gewaltmarsch werden die Anwärter in vier Tagen rund 200 Kilometer durch den Schwarzwald gepeitscht, mit 25 Kilo Gepäck auf dem Rücken. Obendrauf kommen immer wieder Baumstämme oder „verwundete“ Kameraden. Wer die physische Tortur, den Nahrungs- und Schlafentzug übersteht, wird mit Verhören psychisch zermürbt. Getestet wird nicht die Leistungs-, sondern die Leidensfähigkeit. „Facit omnia voluntas“ lautet das Motto des KSK: Der Wille entscheidet.

Pro Jahr treten bis zu 180 Männer an, ein Viertel bekommt das Ticket für die zweijährige Ausbildung. Sie lernen Fallschirmspringen, Sprengen, Reaktionsschießen und Nahkampf, Abseilen aus Hubschraubern. Auch eine Sanitätsausbildung ist mit drin. Dazu kommen Überlebenstrainings für Dschungel, Wüste oder Arktis. Bewerben können sich auch Frauen – bestanden hat noch nie eine.

Wer einmal dabei ist, muss jedes Jahr Prüfungen überstehen, etwa den „Schieß-Stress-Test“: In Sekunden müssen die Soldaten zwischen Freund und Feind unterscheiden. Voll ausgerüstet, mit Gasmaske, bei Blitzlicht und



Ein Scharfschütze

des KSK zeigt auf sein Ziel, etwa 300 Meter entfernt. FOCUS-Autor Julian Kutzim trägt eine rote Weste, die ihn als Beobachter kennzeichnet

Lärm. Solange man alle Anforderungen erfüllt, bleibt man beim KSK, einige Soldaten sind an die 50 Jahre.

Sold gibt's nicht viel. Ein 41-jähriger Stabsfeldwebel, verheiratet, ein Kind, kommt auf 3400 Euro netto. Dafür sind die Belastungen enorm. Zu körperlichem Verschleiß und psychischem Druck kommt hinzu, dass jeder Elitekämpfer etwa 200 Tage im Jahr mit Übungen oder Einsätzen verbringt. Meist weit weg von Familie und Freunden, mit denen er nicht über seine Arbeit sprechen darf, für die er keine öffentliche Anerkennung bekommt, weil niemand davon erfährt. Warum nimmt ein Mensch das auf sich?

Alex, 28, dunkelbraune Augen, dunkelbrauner Vollbart, das Gesicht voller Schmutz, hat Antworten. Er ist eine Ausnahme, die meisten seiner Kameraden sprechen ungern über ihren Job oder sich selbst. Seit 2009 ist der Mann beim KSK. Er war bereits viermal in Afghanistan, führt inzwischen einen Scharfschützenzug. „Schon als Schüler wollte ich Soldat werden“, erzählt er ruhig. „Ich komme aus einer konservativen Familie.“ Die Entscheidung für die Spezialeinheit sei früh gefallen, nirgendwo sei die Ausbildung besser, die Kameradschaft größer, die Herausforderung härter. „Ohne das KSK wäre ich nicht zu dem Menschen geworden, der ich heute bin“, sagt Alex. „Ein nützlicher Bürger. Einer, der was für

die Gesellschaft tut.“ Der inoffizielle Slogan des KSK lautet: „non sibi“, nicht für sich. Dass er dabei sterben kann, sieht er nüchtern. Gefahr sei relativ. Bei Verkehrsunfällen würden viel mehr Menschen sterben. Und was ist mit dem Töten? Ein Kamerad antwortet dann doch: „Das ist Teil unseres Berufes.“ Wer das nicht verstünde, müsse sich nur das Video anschauen, das die Enthauptung Jürgen Kantners zeigt. Dann wüsste man, warum.

Immer wieder zieht das KSK heftige Kritik auf sich. 2003 etwa musste der damalige Kommandeur Reinhard Günzel seinen Posten wegen antisemitischer Äußerungen räumen. Drei Jahre später erhob der Deutschtürke Murat Kurnaz schwere Vorwürfe gegen die Truppe. Er war Ende 2001 im pakistanisch-afghanischen Grenzgebiet als Terrorverdächtiger festgenommen worden und behauptete, von KSK-Soldaten verhört und misshandelt worden zu sein. Ein Untersuchungsausschuss fand dafür keine Beweise. Doch das Misstrauen blieb.

Grund dafür ist die absolute Geheimhaltung, sie schürt den Ruf des Verbotenen. Aus Sicht der Kommandosoldaten ist sie Schutz und Schlüssel zum Erfolg gleichermaßen. Weil sie ihre Identitäten und damit auch ihre Familien vor Racheakten schützt. Und weil die kleine Einheit nur gewinnen kann, wenn sie das Überraschungsmoment auf ihrer Seite hat. Über Taktiken und Einsatzorte darf deswegen nichts nach außen sickern.

In Brandenburg haben die Soldaten inzwischen eine der Geiseln gefunden – es ist der Mann über der Granate. Während der Bombenentschärfer anfängt, mit einem Skalpell den Pappkarton zu öffnen, legt ein anderer dem Gefangenen eine Decke um, gibt ihm einen Schluck Wasser. „Bleib ganz ruhig“, sagt der Soldat. „Wir bekommen das gelöst.“ Wenig später ist der Mann befreit. In der Nacht brechen die Elitekämpfer wieder auf – eine Geisel ist noch da draußen. ■



Im Training schießen die Soldaten auf lebensechte Puppen